

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 82 (2002)
Heft: 9

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wolfgang Marx,
geboren 1943, studierte
Psychologie in Kiel und
München. Nach der
Diplomprüfung war er
zunächst als Verwalter
einer Assistentenstelle,
nach der Promotion als
wissenschaftlicher Assis-
tent im Institut für
Psychologie der Ludwig-
Maximilians-Universität
in München tätig. 1978
erfolgte seine Habilita-
tion. Von 1980 bis
1994 war er Professor
für Psychologie an die-
sem Institut. Seit 1994
ist er Ordinarius für
Allgemeine Psychologie
an der Universität
Zürich.

DOCH ALLE LUST WILL EWIGKEIT

Unsterblichkeitswunsch und Todestrieb

*Als das Leben die Bühne betrat, war der Tod noch nicht vorgesehen. Der Klum-
pen Schleim, der unser aller Urahns ist und dessen Tage- und Jahrtausendbücher
wir immer noch in jeder Zelle unseres Körpers bei uns tragen, war nicht ent-
standen, um zu sterben. Er sollte sich teilen, sich erneuern und entschlossen
weiterleben, solange die Sonne scheint und der Mond seine Gestalt verändert.*

Für diesen ersten Prototyp der Evolution, den Einzeller, war die Unsterblichkeit nicht nur ein grosser Gedanke, sondern schlicht das Konstruktionsprinzip. Leider wurde dieses erbauliche Stück nach langer erfolgreicher Spielzeit zwar nicht einfach abgesetzt, aber doch auf eine kleinere Kellerbühne verlegt, es vermochte wohl auf Dauer nicht genug zu fesseln. Die Autorin (nennen wir sie der Einfachheit halber bei ihrem Künstlernamen:) die Natur entwickelte ehrgeizigere Projekte, bei denen in der Folge immer kompliziertere vielzellige Gebilde von eigenwilliger Gestalt und befremdlichen Lebensgewohnheiten in die Arena geschickt wurden.

Das alte, zunächst noch so bescheidene Stück vom Weiterleben wurde zum grossen Drama vom Kampf ums Dasein fortgeschrieben: das grosse Töten, das grosse Fressen, Sex, Blut und Gewalt – und das alles in immer grösserem Stil und in immer fantastischeren Kulissen. Das war schon grosse Oper: rauchende Vulkane, flache Lagunen, Schachtelhalmwälder und mitten darin er, Tyrannosaurus Rex, die gewaltigste Kampfmaschine von Anbeginn und unübertraffen bis auf den heutigen Tag. (Dass er, wie die neueste Forschung mutmasst, ziemlich unangenehm aus dem Maul gestunken haben soll, tut seiner Grossartigkeit in meinen Augen nur sehr wenig Abbruch; und schliesslich: der Hölle Rachen kann nicht nach Flieder duften.)

Dass mit dem Sex zugleich auch der Tod in das Leben gemischt wurde, jetzt nicht mehr als zu vermeidender Störfall, son-

dern als unvermeidlicher Normalfall, hat seine eigene Logik. Durch die Erfindung der Sexualität konnte die Entwicklungsarbeit der Evolution wesentlich gefördert und vor allem beschleunigt werden. Auf diese Weise wurde es möglich, in rascher Folge immer neue Rekombinationen von Merkmalen durchzuspielen und auf ihren Überlebenswert hin zu testen. Es versteht sich, dass im Rahmen eines solchen Entwicklungsprogramms kein sehr grosses Interesse an einer langen Lebensdauer der Individuen mehr bestehen konnte. Von Interesse war jetzt vor allem immer die nächste Generation, waren Veränderungen, die sich als Verbesserungen bewähren würden. Von daher ist leicht einzusehen, dass bei einem solchen Evolutionsprozess die jeweils älteren Generationen irgendwann eher im Wege stehen. Folgerichtig verlagerte sich das Entwicklungsziel vom Überleben der Individuen zum Überleben der Art. Der «natürliche» Tod, der einen raschen Generationenwechsel ermöglicht, ist in dieser Sichtweise die letzte und harte Konsequenz der Erfindung der Sexualität, ist also eine Einrichtung im Interesse des Lebens.

Wenn nun der Tod eine so notwendige Einrichtung ist, dann muss sichergestellt werden, dass er auch eintritt. Wie schon ausgeführt, war die innere Uhr des ersten Prototyps, des Einzellers, auf «unendlich» eingestellt. Das konnte bei den sich sexuell reproduzierenden Mehrzellern so nicht bleiben. Dramatisierend könnte man formulieren, dass ihnen gewissermassen ein Selbstzerstörungsprogramm eingebaut

werden musste. Worum es tatsächlich geht, ist jedoch zutreffender eher passiv zu beschreiben: Wenn seine Zeit erfüllt ist, die «normale» Spanne ist von Art zu Art verschieden, hört der Organismus nach und nach auf, der Entropie weiterhin Widerstand entgegenzusetzen. Die damit einsetzende und ständig wachsende Unordnung in allen Systemen bedingt den Alterungsprozess und schliesslich den Tod, der eintritt, wenn zumindest eines der lebenswichtigen Organe nicht mehr ausreichend funktioniert. Zur Erklärung dieses Vorgangs ist es keineswegs nötig, eine aktive Komponente anzunehmen, die direkt auf Selbstschädigung ausgerichtet ist. Es genügt zu mutmassen, dass irgendwann einmal die permanent nötigen Wartungs- und Reparaturarbeiten eingestellt werden.

Freud, der Zitronenfalter und das Lustprinzip

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen verliert der von *Sigmund Freud* in die Debatte um das Sterben eingebrachte Gedanke eines aktiv auf Selbstzerstörung gerichteten Todestriebs viel an Plausibilität. Allerdings hat Freud diese Idee auch gar nicht evolutionsbiologisch aus der Notwendigkeit des Todes zu begründen versucht. Er argumentiert vielmehr, dass alles, was lebt, letztendlich danach strebt, in den ursprünglichen Zustand des Anorganischen zurückzukehren. Diese selige Sehnsucht danach, wieder Erde zu werden und Stein, die nicht nur dem Menschen unterstellt wird, sondern auch dem Zitronenfalter und der Sonnenblume, als die geheime wahre Ursache des Todes zu sehen, ist sicher ein schöner poetischer Gedanke, aber kaum ein wissenschaftlich brauchbares Argument.

Nun ist Freuds Psychologie schon immer quietistisch konzipiert. Das zeigt sich bereits deutlich in der legendären Metapsychologie von 1885, seinem ersten Versuch, eine umfassende Theorie des psychischen Apparats zu entwickeln. Aus dieser erst posthum erschienenen Schrift lässt sich zu einem beträchtlichen Teil die Grundkonzeption des Freudschen Denkens entfalten.

Hier wird der psychische Apparat als eine Art Homöostat beschrieben, dessen Aufgabe es ist, Reizungen, die grundsätz-

.....

*Dass mit dem
Sex zugleich
auch der Tod in
das Leben
gemischt wurde,
jetzt nicht mehr
als zu
vermeidender
Störfall,
sondern als
unvermeidlicher
Normalfall,
hat seine
eigene Logik.*

.....

lich unlustvoll als Störungen erlebt werden, zu beseitigen, beziehungsweise ihre Ursachen zu beseitigen, um den Ruhezustand wiederherzustellen. Anreize können von aussen kommen, beispielsweise durch die Wahrnehmung eines attraktiven Geschlechtpartners, sie können aber auch von innen kommen, in Form von als drängend erlebten Triebreizen, die der Organismus selber produziert, gewissermassen um den psychischen Apparat zum Handeln zu zwingen. Der eigentliche Beweggrund allen menschlichen Strebens ist somit erfahrene Unlust. Alle Handlungen werden dadurch in der Sichtweise Freuds zu Triebhandlungen, alles Tun ist erzwungenes Tun, selbst das Denken ist, so geschehen, nichts anderes als ein triebgesteuerter Vorgang.

Wenn also alles psychische Geschehen von der Wahrnehmung über das Denken bis hin zum Handeln nur auf dieses eine Ziel ausgerichtet ist, wieder in den Ruhestand zurückzukehren, dann folgt daraus zwar noch nicht mit Notwendigkeit die Annahme eines Todestriebs, aber ein solcher Gedanke muss nicht nur absonderlich erscheinen, vor allem dann nicht, wenn man eine Art Null-Toleranz gegenüber jeglicher Erregung annimmt.

Man kann die quietistische Grundtendenz aber auch im Sinne eines Selbsterhaltungstriebes deuten, der uns davor bewahren soll, unvertretbar hohe Risiken einzugehen. Zu Anfang sah es noch so aus, als wolle Freud diesen Weg gehen. Um zu verstehen, warum es nicht dabei geblieben ist, muss ein zweites Grundelement Freudschen Denkens in die Überlegungen einbezogen werden. Die Dynamik der Motive ist bei ihm von Anfang an antagonistisch angelegt. Es spricht einiges dafür, dass der Arzt und Neuroanatom, der Freud ja zunächst war, in dieser Sache vom Antagonismus von Beuger und Strecker bei der Bewegungssteuerung der Extremitäten inspiriert wurde. Jede Bewegung, beispielsweise eines Arms, kann als ein Kompromiss zwischen zwei antagonistischen Antrieben beschrieben werden, wobei die Erregung des einen stets zugleich auch die des anderen hervorruft. Auf diese Weise wird ein unkontrolliertes Überschiessen der Bewegung in die eine oder andere Richtung verhindert, was erst die erstaunlichen feinmotorischen Leistungen ermög-

licht, die wir in unserem Alltagsleben mit grösster Selbstverständlichkeit vollbringen. Erst wenn wir durch Krankheit oder Alter diese perfekte Feinabstimmung verlieren, wird uns bewusst, wie wenig trivial es ist, auch nur einen Löffel zum Munde zu führen. Nach diesem Vorbild des Bewegungsapparates gestaltet Freud sein metapsychologisches Modell, in dem Trieb und Gegentrieb (er nennt das Verdrängung) stets zusammen gedacht werden und in dem alles psychische Geschehen vielfältigen Kompromissbildungen unterliegt. Auf diese Weise soll eine Feinabstimmung des Motivationsgeschehens ermöglicht, beziehungsweise ein motivationales Überschissen in die eine oder andere Richtung verhindert werden.

Im Sinne eines solchen antagonistischen Modells könnte man nun das Triebgeschehen als ständig neu auszuhandelnden Kompromiss zwischen Sexualtrieben und solchen der Selbsterhaltung betrachten, Freud spricht in diesem Zusammenhang von der Vermittlung zwischen Lust- und Realitätsprinzip. Dass Sexualität und Selbsterhaltung keineswegs immer in dieselbe Richtung zielen, was im Extremfall sogar auf ein nicht mehr vermittelbares Entweder-Oder hinauslaufen kann, belegt eindrücklich das Beispiel der Gottesanbetterin, die ihr Männchen noch während des Geschlechtsakts aufzufressen beginnt. Es wird ja danach nicht mehr gebraucht. Im Konfliktfall, das lehrt uns dieses grausige Exempel, ist der Sexualtrieb – und damit das Interesse der nächsten Generation – immer stärker als das Motiv der Selbsterhaltung.

Der Mensch stirbt an seinen inneren Konflikten

Wie bereits angedeutet, sah es zu Anfang so aus, als wollte Freud die Dynamik des Triebgeschehens aus dem beschriebenen Antagonismus von Sexualtrieben und solchen der Selbsterhaltung ableiten. Dieser Ansatz wurde jedoch spätestens obsolet, als er Sexualität und Selbsterhaltung zum Konzept der «Lebenstribe» zusammenfasste. Aufgrund der Logik des metapsychologischen Modells ergab sich daraus die Notwendigkeit, einen neuen Grundtrieb einzuführen, der die frei gewordene Rolle des Antagonisten der Lebenstribe über-

nehmen sollte. Wie schon bei anderen theoretischen Schwierigkeiten auch dürfte ihm in diesem Falle die klinische Phänomenologie zu Hilfe gekommen sein.

Zu der fraglichen Zeit nämlich beschäftigte Freud das irritierende Phänomen des Masochismus, das eine ganze Reihe nicht leicht zu beantwortender Fragen aufwirft: Wie, beispielsweise, soll man sich Tendenzen erklären, den eigenen Körper zu schädigen, seine Zerstörung nicht mit allen Mitteln zu verhindern, sondern ihr geradezu entgegenzuarbeiten? – Und wie den Widersinn, dabei auch noch Lust zu empfinden? – Und wenn Lust lediglich die Rückseite der Unlust ist, wenn sie also die Befriedigung eines Triebes anzeigen, wofür steht dann diese Lust an der Unlust, gar am Untergang? – Welcher Trieb gibt sich in ihr zu erkennen? – Eine Kette von Fragen, die, so schien es Freud, so unaufhaltsam wie unausweichlich der einen Antwort zutreiben: Es ist ein Trieb, der in letzter Konsequenz auf den eigenen Tod gerichtet ist; und damit ist er gefunden, der gesuchte Gegenspieler zum Eros, es ist der Todestrieb, der Thanatos.

In dieser Sichtweise ist der Todestrieb eine vor allem autoaggressiv wirkende Kraft, der es am Ende immer gelingt, das Individuum zu töten. Der Mensch stirbt also, so Freud, nicht an Krankheit und Altersschwäche, er stirbt letztendlich an seinen inneren Konflikten. Freilich gibt es auch die Aggression nach aussen, den Trieb, die Dinge zu zerstören, das letzte und eigentliche Ziel des Thanatos ist es jedoch, in den anorganischen Zustand zurückzukehren und also das eigene Leben zu zerstören. Dass das so schwer zu erkennen ist, so erklärt Freud, liegt daran, dass der Todestrieb im Stillen arbeitet und verborgen wirkt, so still und verborgen, dass selbst er ihn lange Zeit übersehen konnte.

Um den Tod sicherzustellen, braucht es jedoch, selbst wenn man im Sinne Freuds antagonistisch denken will, keinen aktiv tätigen Todestrieb, der Gegenspieler des Lebens ist ja in der passiven Form der Entropie immer schon wirksam. Es genügt also im Grunde, den körpereigenen Wartungsdienst allmählich zu reduzieren, um diesen Gegenspieler wirksam werden zu lassen. Als psychische Folge eines solchen fortschreitenden Abbaus stellt sich eine im

.....

*Das
Erschreckendste
ist, begreifen
zu müssen,
dass nicht nur
Feinde und leider
auch Freunde,
Eltern, Lebens-
partner sterben,
sondern dass
dieses auch das
unausweichliche
eigene
Schicksal ist.*

.....

höheren Greisenalter nicht selten zu beobachtende Lebensmüdigkeit ein. Diese reflektiert jedoch keinen aktiven Selbstvernichtungswillen, sondern eher das resignative Hinnehmen des Verfalls, der sich in einem bereits fortgeschrittenen Stadium befindet.

Unsterblichkeit - ein alter Menschheitstraum

Nachdem nun so weit die Sache mit dem Todestrieb erledigt ist, bleibt noch die Sache mit dem Unsterblichkeitswunsch. Er ist, so darf man annehmen, ein Erbteil unserer einzelligen Vorfahren, von deren Konstruktionsprinzipien wir immer noch das eine oder andere in unserer Erbinformation mit uns herumtragen; denn die Evolution neigt nicht zu radikalen Neuentwürfen, sondern arbeitet mit Parallelentwicklungen und Zusatzkonstruktionen, wobei gelegentlich schon vorhandene Systeme mit neuen kombiniert werden und dabei zusätzliche Aufgaben mitübernehmen müssen. So ist beispielsweise die Sexualität zu einer gelegentlichen Nebentätigkeit der Ausscheidungsorgane gemacht worden, was immer wieder zu anrüchigen Wortspielen Anlass gegeben hat.

Bei allem Erfindungsreichtum in der Resteverwertung kann es dennoch nicht ganz ausbleiben, dass gelegentlich nicht

Der eigentliche
Beweggrund
allen
menschlichen
Strebens ist
erfahrene Unlust.

mehr Funktionales, sogenannte Atavismen, weitergegeben werden: der Wurmfortsatz des Dickdarms beispielsweise oder die Muskulatur zum Bewegen eines Schweifs, den wir schon lange nicht mehr haben. Aus diesem alten Fundus stammt auch die Programmierung auf unbegrenzte Selbsterhaltung. Nun ist diese Tendenz des lebenden Organismus, sich vor Schäden und Verletzungen aller Art zu schützen und um beinahe jeden Preis im Spiel zu bleiben, auch in einer Welt des Sexus funktional – jedenfalls so lange, bis die nächste Generation gezeugt, gesäugt und soweit hochgebracht ist, dass sie sich selber weiterhelfen kann. Was dann jedoch, wenn sie ihre Fortpflanzungsschuldigkeit getan haben, mit den Individuen weiter geschieht, ist für die Evolution nicht mehr von besonderem Interesse. Wenn auch nicht immer die Radikallösung der Gottesanbeterin zur Entsorgung der nun Überflüssigen gewählt wird, das Gnadenbrot eines beschwerdefreien Lebensabends und eines sanften Todes gehört jedenfalls nicht zu den Investitionen, die wir der Natur noch wert sind.

Die schmerzliche Tatsache des Todes gehört, vorerst jedenfalls noch, zu den verstörendsten Erfahrungen des Menschen, wobei das Erschreckendste ist, begreifen zu müssen, dass nicht nur Feinde und leider auch Freunde, Eltern, Lebenspartner



Jean Marais und Madeleine Sologne in: *L'Éternel Retour*, 1943.
Photo: Deutsches Institut für Filmkunde e.V., Frankfurt/Main.

sterben, sondern dass dieses auch das unausweichliche eigene Schicksal ist. Das ist eine tiefe narzisstische Kränkung, an der wir alle laborieren, solange wir leben. Solche Kränkungen bereiten einen guten Nährboden für allerlei hältlose Wünsche und Illusionen; dennoch ist allein von daher kaum befriedigend zu erklären, wieso bei Umfragen rund 80 Prozent aller Befragten angeben, an ein wie auch immer geartetes Weiterleben nach dem Tode zu glauben, und zwar auch dann, wenn sie durchaus keinen religiösen Hintergrund haben. Wenn wir die bis in die Steinzeit zurückreichende Praxis der Grabbeigaben richtig deuten, ist dieser Glaube übrigens sehr viel älter als die grossen Offenbarungsreligionen.

Die Welt unserer Träume

Nun mag der Wunsch zu leben der Vater des Gedankens der Unsterblichkeit gewesen sein; aber er allein versetzt noch keine Berge. Dazu braucht es, wir alle wissen das, den Glauben; und der will mehr hören als ein klägliches: Ich will nicht sterben. So wie die fröhkindliche Erfahrung des allesvermögenden Vaters gewissermassen die Schablone für die Projektion eines omnipotenten göttlichen Vaters im Himmel darstellt, jedenfalls wenn Freud in dieser Sache Recht hat, so benötigt auch der Glaube an ein Weiterleben nach dem Tode ein Körnchen Erfahrungswirklichkeit, um daraus und daran zu spriessen und zu wachsen. Nun gibt es eine Welt, in der die Toten nicht tot sind, in der alle, die je gelebt haben, unverändert immer noch da sind. Es ist die Welt unserer Träume. Die uns nie überraschende Selbstverständlichkeit, mit der längst Verstorbene im Traum mit uns umgehen, kann auch im Wachen zu denken geben, vor allem in Kulturen, in denen Träume und andere besondere Bewusstseinszustände nicht mit rationalistischer Überheblichkeit von vornherein abgewertet werden. In solchen Kulturen kann man für seine Träume sogar zur Verantwortung gezogen werden, wenn man töricht genug ist, den anderen davon zu erzählen. Ein im Traum begangener Ehebruch kann als faktisch vollzogen betrachtet und entsprechend geahndet werden.

Jemanden für seine Träume zu belangen, das heisst in der Tat, den Traum als Welt

*Jemanden für
seine Träume zu
belangen, das
heisst in der Tat,
den Traum
als Welt ernst
nehmen.*

ernst nehmen. Für den Träumenden nämlich ist das dabei Erfahrene fraglose Realität, jedenfalls solange er träumt. Die Menschen der Frühzeit jedenfalls sahen keinen Grund, die Traumwirklichkeit gegenüber der Wachwirklichkeit herabzusetzen. Für die Aborigines, die von allen mit uns koexistierenden Naturvölkern dieser Frühzeit vielleicht noch am nächsten stehen, scheint die Traumwelt sogar die wichtigere zu sein. Und noch in der Antike und im Mittelalter konnte sich der Traum seine Würde bewahren, konnte zukünftige Ereignisse prophezeien, göttliche Botschaften verkünden, Warnungen aussprechen. Seine Dignität verlor der Traum erst in unserer neuzeitlich-abendländischen Wissenschaftskultur, verlor er, als die Physik zur unbestrittenen Königin der Wissenschaften wurde – und der Traum zu einem kuriosen Abfallprodukt eines teilweise abgeschalteten kognitiven Apparats. Zwar versuchte Sigmund Freud eine Ehrenrettung, die dem Traumgeschehen zumindest wieder Sinn und Bedeutung zuschreiben sollte; aber was für eine Bedeutung ... Dass im Traum unsere Wünsche erfüllt werden, weiss auch die Alltagspsychologie, dass es aber gerade die Wünsche sein sollen, die im Alltagsleben nicht erfüllt werden, weil sie zu unappetitlich und peinlich sind und daher nur in merkwürdig maskierter Form thematisiert werden können, das will sie lieber nicht wissen.

Die Konzeption Freuds, dass sich hinter dem manifesten Traumgeschehen im Grunde nichts anderes verbirgt als die permanente Realität unseres Begehrrens, als die faktische Unersättlichkeit unseres Wunsches, das immer ein sexuelles Wünschen ist, diese Konzeption war nicht dazu angetan, den Traum im 20. Jahrhundert wieder zu einem vertrauenswürdigen Phänomen zu machen. Dennoch ist das alte Wissen um eine tiefere Bedeutung der Träume auch in unserer Kultur noch nicht ganz verloren gegangen. Es hat, wie manches andere auch, das den vehementen Angriffen einer positivistischen Wissenschaftstheorie nicht standzuhalten vermochte, eine ökologische Nische gefunden, aus der es nicht so leicht vertrieben werden kann: die Literatur. Ich möchte das an zwei Beispielen demonstrieren, einem lyrischen Gedicht und einer Erzählung, in denen von diesem Wissen expressis verbis die Rede ist.

Im Jahre 1940 schrieb *Gottfried Benn* das Gedicht «Wer Wiederkehr in Träumen weiss –»:

Wer Wiederkehr in Träumen weiss,
den dämmt kein sterbliches Gefüge,
dem aufersteht der alte Kreis,
die Sphinxallee, die Sagenzüge.

Starben die Götter? Nein, sie leben her!
Sie haben noch ihr Tier und ihre Reben
und nehmen Opfer über und vergeben,
wohnen im Hain und wandeln auf dem Meer.

Das Wissen um die Unsterblichkeit verdanken wir, so sagt uns der Dichter, unseren Träumen. Dort stirbt niemand, weder Mensch, noch Gott; aber – und das ist die Kehrseite der Medaille – nur dort leben wir – ob Mensch, ob Gott – ewig. Ich werde auf diesen Punkt noch zurückkommen. Zunächst aber noch mein zweites Beispiel.

«Da, aber wo, wie»

In dem im Jahre 1974 vom argentinischen Schriftsteller *Julio Cortázar* unter dem Titel «Oktaeder» veröffentlichten Band findet sich die Erzählung «Da, aber wo, wie», in der auf (schon im Titel) irritierende Weise die Erfahrung artikuliert wird, dass Träume auf etwas verweisen können, das über den Traum hinaus da zu sein scheint, das zunächst blosser Traum ist, aber dann doch eben mehr als das. Die in sich wiederholenden Träumen erfahrene Wiederkehr seines vor mehr als 30 Jahren gestorbenen Freundes Paco führt den Ich-Erzähler, je länger, desto überzeugender, zu der auch nach dem Erwachen quälenden Gewissheit, dass Paco zwar tot und begraben ist, er kann sich an Episoden dieses Begräbnisses noch lebhaft erinnern, dass er aber dennoch auch da ist, auf eine andere Weise am Leben, als wir am Leben sind. Was zunächst Traumerfahrung ist, verdichtet sich ihm dann auch im Wachzustand zu der Überzeugung, dass der Freund eben nicht nur ein Traum ist. Es gibt am Ende keine Erklärung für diese seltsame Gewissheit, dass der Freund in unvorstellbarer Weise weiter da ist, in einem «da», das, so sagt der Autor, mit paierenen Worten nicht benannt und damit auch nicht gebannt werden kann. Ich möchte im Folgenden versuchen, diese Worte doch noch zu finden und damit

*Im Rahmen
patriarchalischer
Gesellschaften
opfern sich nicht
die Väter für ihre
Kinder auf,
sondern es sind
die Väter, die
ihre Kinder
opfern, um
ihre Ideen
durchzusetzen
oder ihre
Probleme zu
lösen.*

einen Weg in eine Welt, in der die Toten nicht tot und die Götter unsterblich sind.

Dass wir die Welt, die ist, gar nicht wahrnehmen können, ist eine alte Vermutung. Was wir sehen, so erzählt uns schon *Platon* in seinem berühmten Höhlengleichnis, sind nur die Schatten der wahren Welt, die über die Wand des Gefängnisses wandern, in das wir eingesperrt sind. Dieses Gefängnis ist unser Körper. Könnten wir uns von ihm befreien, würden wir die Welt sehen, wie sie wirklich ist und wie wir sie schon gesehen haben, bevor wir in den Leib eingekerkert wurden. Im Grunde ist all unser Wissen nichts anderes als Erinnerung an diese Zeit vor unserer Inkarnation, als wir noch im Himmel der Ideen weilten. Die Hoffnung *Platons*, über die Verursacher der Schatten an der Höhlenwand doch relevantes Wissen erwerben zu können, gar, solches schon zu besitzen, ist spätestens seit *Kants Vernunftkritik* zur blossem Illusion geworden. Das Ding-an-sich ist und bleibt uns unerkennbar.

Im Prinzip schon, gesteht *Konrad Lorenz* zu, aber es muss einfach gewisse Strukturübereinstimmungen zwischen der Welt-an-sich und der Welt in unseren Köpfen geben, wie hätten wir sonst in jener überleben können? Dieser Ansatz einer evolutionsbiologischen Erkenntnistheorie gibt Raum zu allerlei durch konkrete Indizien, gar durch gezielte Experimente gestützte Mutmassungen über die mögliche Beschaffenheit der transzendenten Welt. Wir nennen diese Mutmassungskunst Physik. Die Welt, die uns diese Physik als die uns umgebende Wirklichkeit zu rekonstruieren versucht, ist die Welt, in der wir leben müssen, aber durchaus nicht leben können; denn es ist eine lebensfeindliche Welt, eine Welt, die weder Farben kennt, noch Gerüche, keine Gefühle, nicht Sinn und Bedeutung, keine Götter – und leider auch keine unsterbliche Seele. Das alles musste das Leben sich erst selber machen, um in der Unwirtlichkeit unseres Planeten überleben zu können. Es musste sich buchstäblich erst den Boden bereiten, um daraus zu wachsen und die Luft, um sie zu atmen, aber auch Geschichten erfinden, wie das alles so hat kommen müssen und wo das alles einmal hinführen soll am Ende aller Tage. In dieser selbstgemachten Welt verbringen wir unser ganzes Leben,

ob wir wachen oder träumen. Das ist die Welt, in der die Götter leben und wir eine unsterbliche Seele haben – jedenfalls so lange wir daran glauben.

Dieser innere Kosmos ist übrigens genau so tief und schwer zu ergründen wie der äussere Kosmos, den die Astrophysik zu beschreiben versucht. Der ursprüngliche cartesianische Optimismus, wenn schon nicht die Aussenwelt, so doch wenigstens die Innenwelt unverzerrt so wahrnehmen zu können, wie sie tatsächlich ist, ist uns mittlerweile längst abhanden gekommen. Zunächst die Tiefenpsychologie, dann, in neuerer Zeit, die Kognitive Psychologie haben uns gelehrt, dass die meisten für unser Erleben und Verhalten relevanten Prozesse nur teilweise und bedingt unserer Selbstwahrnehmung zugänglich sind, dass diese Selbstwahrnehmung also nicht minder unvollständig und verzerrt ist, als die Wahrnehmung der Aussenwelt. Auch hier sind wir auf Indizien angewiesen, die vielfältig deutbar sind, auf Mutmassungen und geschickte experimentelle Manipulationen, um ein wenig Licht in manches Dunkel zu bringen.

Bei der Erforschung dieses inneren Kosmos können wir auf wunderbare und erschreckende Dinge stossen: Wir finden dort Götter und Dämonen, Fabelwesen und Gespenster, wir finden dort die platonischen Ideen und die Jungschen Archetypen, aber auch den polymorph perversen Säugling und das sagenhafte Es, dessen Lustverlangen unersättlich ist. Wir stossen auf die grossen Geschichten von der Urflut, vom kosmischen Ei, von der Trennung von Himmel und Erde, von der ersten Morgenröte über dem Paradies, aber auch vom langen Nachmittag der Erde, von der Götterdämmerung und dem apo-

.....
*Dass wir die
Welt, die ist, gar
nicht wahrnehmen
können, ist eine
alte Vermutung.*
.....

G. Benn, Gesammelte Werke, Bd. 2, dtv, München 1975

J. Cortázar, Die Erzählungen, Bd. 3, Suhrkamp, Frankfurt 1998

S. Freud, Das Unbehagen in der Kultur, Gesammelte Werke, Bd. XIV, S. Fischer, Frankfurt 1930

S. Freud, Abriss der Psychoanalyse, S. Fischer, Frankfurt

W. Marx, Die Rückseite der Liebe, Bemerkungen über die Sterblichkeit, in: Schweizer Monatshefte, Jg. 80, Heft 11 2000, S. 41–43

W. Marx, Die Zukunft einer Illusion. Die zwei Kulturen der Psychologie, Merkur, 568, 1996, S. 603–611

kalyptischen Abend aller Tage. Diese Welt ist ewig und unvergänglich, solange wir leben; und wenn wir sterben, sterben wir auch in ihr, um dann jedoch hinüberzugleiten in eine andere Welt, in der wir zwar nicht leben, wohl aber tot sein können.

Man kann diese Tatsache als Bedrohung, als grossen Verlust empfinden, und das ist wohl auch der Grund dafür, dass sich die Menschheit solchen Einsichten kollektiv verweigert, man kann darin aber auch den letzten, irreduziblen Grund der Würde und Freiheit des Menschen sehen, der Freiheit nämlich, aus dem Spiel des Lebens wieder aussteigen zu können, ohne sich den Bedingungen gefügt und den hohen Preis bezahlt zu haben, den alle Religionen und Heilslehren dafür festgesetzt haben und der in einer Art Vorausinkasso immer schon hier und jetzt eingefordert wird, ein Geschäftsgebaren, das zu denken geben sollte. Sich diesen Zumutungen und manchen anderen auch, die das Leben gelegentlich für uns bereit hält, entziehen zu können, mag zwar einerseits ein tröstlicher Gedanke sein, die tiefe narzisstische Kränkung freilich bleibt uns allen: dass ein so wunderbares Wesen, wie ich es bin, eines Tages nicht mehr sein soll. ♦

«Die Pädagogen, die in der Schule keinerlei Wissen zu vermitteln haben, können sich nur den Schüler selbst zum Objekt nehmen, was der Achtung, der Freiheit und der Selbstsicherheit abträglich ist. Der Erwerb dieser Fähigkeiten bereitet nicht nur eitel Freude; es braucht dazu auch Gedächtnisarbeit, Regeln und Aufsicht. Wer jedoch diese Werkzeuge beherrscht, kann etwas schaffen. Er ist frei, denn man ist nur frei, wenn man die Regeln beherrscht, von denen man sich befreien will, wenn man deren Mechanismen und Konsequenzen kennt».

Aus: Suzette Sandoz, Privatautonomie – das Ziel einer liberalen Gesellschaft, in: Eigenständig, Hrsg. W. Hirt/R. Nef/C. Ritter, Zürich 2002, Verlag moderne Industrie, S. 82.

Klaus Hübner,
geboren 1953 in Landshut, Dr. phil., lebt als Publizist und Redakteur der Zeitschrift «Fachdienst Germanistik» in München.

NICHTS GUTES? TUT ES!

Erich Kästner ist auch ein ernsthafter Autor

Kästners Werk ist mehr als ein Steinbruch für griffige Zitate und ein Stofflieferant für familienfreundliche Kinderfilme. Ein im Sommer dieses Jahres abgehaltenes Symposium in Sydney rehabilitierte den Autor als fundierten Philologen und kritischen politischen Autor.

Drei Jahre nach dem Jubiläumsjahr 1999 – dem hundertsten Geburtstag Erich Kästners – bot das «German Studies Symposium 2002» im australischen Sydney eine so überraschende wie fruchtbare Gelegenheit, im Kreis von rund dreissig Experten aus vier Kontinenten eine solide Bestandsaufnahme der vielfältigen kritischen Positionen zum Werk des Autors vorzunehmen. Man weiss, wie präsent er inzwischen wieder ist – Verse wie «*Es gibt nichts Gutes/ausser: Man tut es*» haben mittlerweile Sprichwortcharakter, die jüngste «Emil»-Verfilmung von *Franziska Buch* trieb rund 1,5 Millionen Menschen in die Kinos, den «Pünktchen und Anton»-Film von *Charlotte Link* sahen mehr als 1,8 Millionen Zuschauer. Und gerade weil man Kästner-Spuren auch dort findet, wo man sie eher nicht vermutet – der «Spiegel»-Bericht über die Beerdigung von *Walter Ulbrichts* Witwe trug den Titel «Das einfache Lottchen», und niemand wunderte sich darüber –, muss man sich genauer anschauen, was es mit diesem Autor auf sich hat. Klaus Doderer, der *grand old man* der deutschen Kinder- und Jugendbuchforschung, spricht in seinem eben erschienenen Buch «Erich Kästner. Lebensphasen – politisches Engagement – literarisches Wirken» von einer «Art Kästner-Renaissance», nicht ohne darauf hinzuweisen, dass es hier entscheidend auf das Wie ankomme: «Dass dabei vor allem seine bleibenden Erfolge als Kinderbuchautor eine Rolle spielen und damit auch die Tendenz zu einer einseitigen, einer verharmlosenden Rezeption des doch immer wieder bissigen und treffsichereren Zeitzeugen und politischen Schriftstellers verbunden ist, darf nicht von der Hand gewiesen werden.»

Zweifellos sind es die Kinderbücher, die Erich Kästner über den engeren Kreis der Literaturinteressierten hinaus bekannt ge-

macht haben. Stets besiegen die Kinder mittels ihres Witzes, ihres Verstandes und ihrer Solidarität am Ende eine tendenziell böse, von Erwachsenen verkörperte Welt. Sie erweisen sich damit als die besseren Menschen, die – durchaus im klassischen Verständnis von sozialer Utopie – dem Menschengeschlecht eine bessere Zukunft zu versprechen scheinen. Soll man also, möchte man zu Optimismus anstiften, Kinder und Jugendliche eher auf den einst von Walter Benjamin seiner «linken Melancholie» wegen gescholtenen unideologischen Linksliberalen Erich Kästner hinweisen denn auf Brecht, Frisch oder Camus? Können Eltern, Lehrer und Erzieher heute mit Hilfe seiner Kinderbücher eine Art «Prinzip Hoffnung» im Bewusstsein Heranwachsender verankern? Das berühmte Positive, das Kästner selbst nicht finden konnte, aber doch unentwegt suchte – liegt es in seinen Kinderbüchern, für die er seinen ganzen Optimismus zusammennahm? Sicher ist zunächst nur: aufmunternde Zitatquelle für fast alle Gelegenheiten und auswertbare Stoffquelle für Theater-, Film- und Fernsehleute ist Kästner allemal. Aber sonst?

Kästners Texte, von seinen frühen Versen über Kinderbücher und den «Fabian»-Roman von 1931 bis hin zu seinen literarischen und publizistischen Schriften nach 1945 und zum von Resignation nicht freien Spätwerk wird sowohl bei anspruchsvollen Literaturliebhabern als auch in der Wissenschaft kontrovers beurteilt. Nach wie vor, allen neuen Biographien und literaturwissenschaftlichen Erkenntnissen zum Trotz, muss Kästner erst einmal gegen die Gebildeten unter seinen Verächtern verteidigt werden – letzteres übrigens eine durchaus respektable Rolle, die in Sydney vor allem *Manfred Jürgensen* besetzte, der Kästner im Vergleich zu Brecht oder Döb-

lin als einen leichtfüssigen und oft nur koketten *poeta minor* einschätzte, als einen Dichter, den man zwar mögen, nicht aber wirklich ernst nehmen könne. Dass man genau dies aber doch tun sollte, zeigten die meisten Beiträge zu diesem Symposium, als dessen eigentliche Sensation man die Wieder- und zu einem grossen Teil Neu-entdeckung des ernsthaften Philologen und fundierten Germanisten Kästner bezeichnen darf. In seinem Studium der abendländischen Geistes- und Literaturgeschichte und seiner Prägung durch das Weltbild der deutschen Aufklärung und Klassik nämlich liegen die Wurzeln von Kästners künstlerischem Schaffen – was der gängigen Rede vom rationalistisch-optimistischen, wenngleich oft melancholisch gestimmten Aufklärer und Pädagogen ein akademisches Fundament verleiht. Auf seinen bis an sein Lebensende niemals nachlassenden Rückbezug auf Intentionen und Motive der europäischen Aufklärung und Klassik wies *Klaus Doderer* hin, der in Sydney den Eröffnungsvortrag hielt. Auch von den meisten anderen Vortragenden wurde betont, dass sich Kästners aufklärisches und urbanes Weltbild, seine rational begründete Skepsis gegenüber dem Lauf der Dinge ebenso wie der zuweilen fast grenzenlos idealisierende Optimismus, der besonders die Kinderbücher auszeichnet, ohne Berücksichtigung seiner Auseinandersetzung mit der philosophisch-literarischen Tradition seit dem 16. (und nicht nur dem 18.) Jahrhundert kaum verstehen lassen.

Indes: Man könnte den ganzen Kästner-Boom auch negativ deuten und sich so dem Vorwurf aussetzen, ein wehklagender Kulturpessimist zu sein. Man könnte nämlich behaupten, der Humanismus sei gescheitert, eine nicht schriftorientierte Massenkultur (Radio, Fernsehen, Kino) habe sich durchgesetzt, und die literarische Kultur sei zu einem minoritären, nur noch für wenige Einzelne bedeutenden Subsystem geworden. Man könnte sagen, dass, allen Gedenkrummeln und Medienadaptionen zum Trotz, die anspruchsvollen Werke der meisten sozialkritischen, linksliberalen Autoren des 20. Jahrhunderts ebenso passé seien, wie es die ihrer kommunistischen Kollegen schon länger sind, und dass dies auch Erich Kästner betreffe. Man könnte folgern, dass viele Gedanken und Anregungen des Pazifisten und Republikaners Käst-

Nach wie vor,
allen neuen
Biographien und
literaturwissen-
schaftlichen
Erkenntnissen
zum Trotz, muss
Kästner erst
einmal gegen die
Gebildeten unter
seinen Verächtern
verteidigt
werden.

ner, des Verfechters individueller Freiheit und eines paritätischen Umgangs zwischen Erwachsenen und Kindern, inzwischen in ähnlichem Masse ewig gültig und zugleich überholt seien wie die humanistischen Gedanken und Anregungen *Lessings* oder *Goethes*. Kästner, der mit seinen Texten den gesunden Menschenverstand anregen und den Ausgang aus selbstverschuldeter Unmündigkeit forcieren wollte, könnte, so liesse sich weiter mutmassen, das Schicksal ereilen, nur als mehr oder minder seichter Stofflieferant einer globalisierten Multi-media-Unterhaltungsindustrie präsent zu bleiben – heraus kämen «family entertainment» und «family kitsch», wie *Anne Louise Critchfield* die Hollywood-Filmadaptionen von «Das doppelte Lottchen» nannte. Sein Werk könnte nur noch als fast beliebiger, an Kuriosität womöglich noch zunehmender Sentenzen- und Zitaten-Steinbruch dienen. War das unerwartet grosse Echo auf den 100. Geburtstag zugleich der Schlussakkord eines Jahrhunderts, das endgültig hinter uns liegt? So liesse sich die Sache auch sehen, und manche Gründe sprächen dafür.

Eine der Grundhaltungen eines wie immer aufklärerischen Ethos jedoch ist das trotzige, wider alle Wahrscheinlichkeiten durchzuhalrende Bekenntnis zum Dennoch. Ist denn die Hoffnung wirklich sinnlos, dass manche Sentenz aus einem «Emil»-Film über die anderthalb Stunden Kinounterhaltung hinaus zu wirken beginnt? Wozu es anstiften mag, sich heute mit Erich Kästner zu beschäftigen, ist eine spekulative Frage. Dass so manche Kästner-Texte, seine Kinderbücher, «Die Konferenz der Tiere» oder auch Gedichte wie «Eine Mutfrage», nur scheinbar schlicht und naiv sind, machte das «Sydney German Symposium 2002» mehrfach klar. Man muss sie und vor allem ihr Wirkungspotenzial ernst nehmen, wie man dies auch bei *Hermann Hesse* oder *Erich Fried* tun sollte, zwei Schriftstellern, über deren Nimbus viele Zeitgenossen ebenfalls gern die Nase rümpfen. «Wer wagt es, / sich den donnernden Zügen entgegenzustellen? / Die kleinen Blumen / zwischen den Eisenbahnschwellen!». Das mag belächeln wer will – dass solche Texte jungen Menschen durchaus tragfähige poetische Bilder für Lebenszuversicht und Optimismus liefern könnten, ist nichts als eine Behauptung. Aber es spricht einiges dafür. ♦

Juliana Schwager-Jebbink

«BEHIND ME»

Drei Jahre mit Bruno Ganz

Mit seinem anderthalbstündigen Film würdigt der in Bern geborene Dokumentarfilmer Norbert Wiedmer seinen Landsmann, den Schweizer Schauspieler Bruno Ganz. Der Film wurde am Internationalen Filmfestival von Locarno 2002 präsentiert. Der Kinostart war am 5. September.

Drei Jahre, tausend Tage, war Norbert Wiedmer mit Bruno Ganz unterwegs, und doch bleiben am Schluss des Filmes Fragen nach dem Menschen, der es verstanden hat, Goethes *Opus magnum* «Faust 1 und 2» auf der Bühne zu verkörpern. Dabei ist es dem Dokumentarfilmer wahrhaftig gelungen, einen Einblick in dieses so facettenreiche Leben eines der grossen Schauspieler unserer Zeit zu geben. Gefilmt wurde Ganz in den Proben, bei der humorvollen Auseinandersetzung mit dem Regisseur Peter Stein, in der Maske, im Tonstudio, im Restaurant mit Kollegen, unterwegs in Venedig.

Zur Frage, wie Bruno Ganz in seiner Authentizität darzustellen und wie ihm gerecht zu werden sei, sagt Wiedmer: «Was ich an Persönlichem über ihn aus Zeitungen und Zeitschriften wusste, wollte ich möglichst vergessen, weil ich weiss, dass sich kaum etwas so hartnäckig hält, wie medial verbreitete Vorurteile, egal ob sie nun einmal etwas an sich hatten oder nicht.»

So liegt die Stärke des Films in seiner anspruchsvollen Vorurteilslosigkeit, die den Kinogänger dazu zwingt, genauestens hinzuhören und hinzusehen, um die Dimensionen des dargestellten Menschen überhaupt erfassen zu können. Denn Ganz ist ein Mensch der wohltuenden Subtilitäten, der kleinen, aber vieldeutigen Gesten, mit einer Mimik, die im Auge und Gemüt hängen bleibt. Oder, wie es die Jury anlässlich der Verleihung des Schweizer Filmpreises im vergangenen Jahr für die Rolle im Film «Pane e Tulipani» formulierte: «Er verleiht seiner einsamen Figur Poesie, Wärme und stille Grösse. Wie eine ferne

Brandung vernehmen wir augenzwinkendes Lachen, fasziniert lauschen wir seiner italienischen Diktion, die der von ihm meisterhaft beherrschten deutschen Sprache nicht nachzustehen hat.»

Wiedmers Konzept lässt aber auch Raum für menschliche Dimensionen, allerdings ohne die obligaten Bilder aus Kindheit und Jugend. Lediglich die Mutter erzählt, wie sie und der Vater der Begabung und Berufung des Sohnes skeptisch gegenüberstanden: «Flachmaler solle er doch versuchen, zuerst einmal einen anständigen Brotberuf lernen.» Er tat es bekanntlich nicht. Subtil verbindet Wiedmer aber das schauspielerische Handwerk seines Protagonisten mit dem Handwerklichen. Bruno Ganz ist Sprecher im von Giorgio Battistelli komponierten und dirigierten Werk «Experimentum Mundi», welches anlässlich der Salzburger Festspiele 1999 aufgeführt wurde. Die Laute des Handwerks wie Zimmern, Röhren, Meisseln, Zementieren und Sägen verbinden sich mit der Ganzschen Stimme zur einmaligen Symphonie.

Zu seiner fortwährenden Auseinandersetzung mit dem Text, dieser magischen Verbindung von Können und Intuition, sagt er selbst: «Der Schlüssel zum Vermitteln von Lyrik (...) Ja, es ist letztlich schon das Vertrauen. Dass man Sachen erfahren, erahnen kann, und in einer bestimmten Art auch verstehen, ausserhalb des klaren Verstandes.» War es Zufall, dass es Bruno Ganz war, der am 19. November 2001 auf der Pfauenbühne in Zürich, vierzehn Tage vor dessen Unfalltod, W. G. Sebald las? ♦